

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 36 (1932-1933)  
**Heft:** 9

**Artikel:** Friedrich v. Flotow  
**Autor:** Gäsgen, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-666608>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

seinen Geist hilden sollten, bei der Entbehrung alles dessen also geistig und körperlich darbte, hatte nichts Eiligeres zu tun, als das, was für ihn im Augenblick mit Lust, Licht und Speise gleichbedeutend war, zurückzugeben!

Ja, diejenigen, die selbst unsaubere Seelen haben, wie können sie glauben, daß es solche mit reinem Herzen gibt? Sie schreien auf die Gassen, jeder Mensch sei eine Art Bestie, nur die Grade seien verschieden.

\*

Der heilige Abend war erschienen. In dem Wohnzimmer von Wulpius brannte die kleine Lampe trübe wie immer. Die Frau saß, — zeitweilig durch Tränen, die von ihren blauen Wangen herabrieselten, am klaren Sehen gehindert, — und nähte Weißwäsche, die sie für ein Geschäft einzurichten hatte. Drinnen arbeitete Wulpius, der noch an einer Neujahrsgegeschichte für eine Zeitschrift zu schreiben hatte. Er schilderte das Glück von Menschen, die lange danach ausgeschaut. Des Jahres Ende hatte es gebracht! Die Leser wollten einmal einen guten Abschluß. Sie mochten nicht gern an des Lebens Elend erinnert werden.

Aber mitten in der Arbeit ließ er sich zurückfallen, weil ihm plötzlich so viele Tränen die Augen verdunkelten.

Die sorgenvollen Gedanken stellten sich ein und nahmen ganz von ihm Besitz. Wenn er das Honorar für die Arbeit nicht unmittelbar nach den Feiertagen erhielt, war's aus mit allem.

Er fühlte es auch: es saß abermals etwas in ihm, etwas Krankes, Schweres, das ihn niederwerfen würde. Und wenn er sich wiederum hingegessen wie in dem vergangenen und vorhergehenden Jahre? Was sollte dann werden?

Nun öffnete sich die Tür, Frau Wulpius erschien. Ein Bote sei da!

Der Mann nickte, stand mit müder Bewegung auf und trat ins Wohnzimmer.

„Bloß abzugeben an Sie selbst!“ Dann verschwand der Fremde wieder.

Wulpius ließ sich neben seiner Frau auf einen Stuhl nieder und öffnete den Brief mit zerstreuter Miene. Er war bei seiner Geschichte; was dieses Kuvert enthielt, war ihm schon bekannt. Es kam zweifellos von demselben Zeitschriftenverleger, für den er noch eine zweite kleine Arbeit anfertigen sollte.

Aber etwas anderes enthüllte sich! Eine Quittung über 800 Mark. Auch lagen 400 Mark in Kassenscheinen dabei, und auf einer Karte stand:

„Ich kann Ihnen, mein lieber Wulpius, heute den Rest der damals gewünschten Darlehenssumme übermachen, nämlich 400 Mark. Was Sie aber hoffentlich noch mehr erfreuen wird, ist die Mitteilung, daß es mir gelungen ist, Ihnen eine feste und einträgliche Stellung bei der Montagszeitung zu verschaffen. Ich hörte zufällig von einer Vacanz und besuchte den mir befreundeten Verleger sogleich. Er erwartet Sie zu einer Rücksprache!

Und nun wieder den Kopf oben — bitte! — Dann feiert ein doppelt fröhliches Weihnachtsfest Ihr alter treuer Freund Paul Ende.

N.-S. Allernächstens werden wir Ihnen auch unsern Besuch machen. Verzeihen Sie, daß es nicht schon lange geschah!“

Der Mann, der das las, schluchzte so laut, daß das kleine Hündchen, das sonst so still unter dem Tisch lag, in ein wimmerndes Gebell ausbrach. Was seinem lieben Herrn wohl fehlte? — Hatte er wieder Sorgen — —?

## Einklang.

Ich liebe dich fürs ganze Leben,  
Ich will nur lieben dich allein,  
Mit zarter Sorgfalt dich umgeben,  
Du sollst mein ein' und alles sein.

Du hütte still die Flamme, die  
Im Flackern tönt den Zauber Sang,  
Und deine Treu', entflamme sie  
Dem innerst-ließen Herzendsrang!  
Ootto Voltart.

## Friedrich v. Flotow.

Zum 50. Todestag am 24. Januar 1933 von Hans Gäfgen.

Zu den Werken, die sich, allen Zeitströmungen zum Trotz, auf dem Spiel der meisten Theatert behaupten, gehören die Opern „Martha“ und „Stradella“ von Friedrich v. Flotow, die

uns in unsrer Jugend erfreut haben, wie sie heute die Augen unsrer Kinder im Jubel aufglänzen lassen. Eigentlich haben wir dem stürmischen Erfolg, den „Alessandro Stradella“ in Wien

fand, die Entstehung von Flotows bei weitem bekanntesten Werk, „Martha“, zu verdanken, denn diese Oper schrieb er auf Bestellung des Wiener Hofoperntheaters, wo sie am 25. November 1847 zum ersten Male gegeben wurde, um am 70. Geburtstag des Meisters, 27. April 1882, der sein letzter sein sollte, zum 500. Male in Szene zu gehen, welchem gewiß seltenen Ereignis Friedrich v. Flotow beiwohnen durfte. „Stradella“ wurde zuerst, mit starkem Erfolg, in Hamburg aufgeführt und errang überall großen Beifall, so in Wien in Anwesenheit des Kaisers Ferdinand I. Die weiteren Werke des Komponisten, so „Die Matrosen“ und die nach einem Text von Charlotte Birch-Pfeiffer vertonte „Großfürstin Sophie Katharina“, sind bei weitem nicht so bekannt geworden wie die zwei oben genannten Opern.

Der Komponist entstammte einer alten, adeligen Familie aus Mecklenburg. Der Vater, Johann Adolf Wilhelm v. Flotow, der ein begabter Flötenspieler war, im übrigen aber die Musik als hübschen Zeitvertreib, aber nicht als Lebensinhalt oder gar Broteruf ansah, lebte, nachdem er als Rittmeister seinen Abschied genommen hatte, auf dem Rittergut Leutendorf. Er war ein fein gebildeter Mann, der seinen am 27. April 1812 geborenen Sohn selbst in den Anfangsgründen des Lateinischen und Französischen unterwies, wogegen er von der Mutter, die eine tüchtige Klavierspielerin war, in die Geheimnisse des Klavierspiels eingeweiht wurde. Wie wir sehen, war Flotows Elternhaus also der rechte Nährboden für die in ihm schlummernde musikalische Begabung. Mit zehn Jahren finden wir den Knaben in der Pension des Predigers Päpke in Lübeck bei Cnohen, bei dem Flotow bedeutsame Fortschritte auf dem Klavier machte, war doch sein Lehrer ein Pianist, dem, neben großer Genauigkeit, eine besondere Weichheit des Anschlages nachgerühmt wurde. Zwei Jahre später siedelte der nun 12jährige zu dem Pfarrer Schlecker in Lüdershagen bei Güstrow über; von hier aus ging er einmal wöchentlich nach Güstrow, um bei dem Organisten Tiem seine musikalischen Studien fortzusetzen.

Die erste Reise nach Paris, die Flotow unternahm, nachdem er den Widerstand des Vaters gegen Ergreifung des Musikerberufes überwunden hatte, fällt in das Jahr 1828. 1830 wurde er in der französischen Hauptstadt

Zeuge der Julirevolution und mußte, auf dringendes Anraten des Vaters, wegen der immer bedrohlicher werdenden Zustände in Paris, die Heimreise antreten. Hierbei hatte er in der Lüneburger Heide ein seltsames Erlebnis, als nämlich der Hund eines mit ihm reisenden Herrn in eine weidende Schafherde einbrach und die Reisenden sich vor der Wut der aufgebrachten Schäfer kaum zu schützen wußten.

Flotows erste Liebe fällt in diese Zeit; er liebte eine Tochter des Kirchenrates Neumann zu Güstrow, der Anmut und ein schwärmerischer Blick nachgerühmt wird. Auch sein erstes Konzert fand damals statt und brachte u. a. eine Ouvertüre und ein Klavierkonzert, das der Achtzehnjährige komponiert hatte.

Im Mai 1831 kehrte Friedrich v. Flotow nach Paris zurück, wo wir ihn nun im Verkehr mit den berühmten französischen Meistern jener Tage — u. a. Adam, Auber, Meyerbeer, Halévy, Gounod — sehen. Auch Rossini und Offenbach gehörten zu den Musikern, mit denen der Komponist damals häufiger zusammenkam. Es folgt dann die Entstehung von „Stradella“, durch welches Werk Flotow zuerst weiteren Kreisen bekannt wurde, um dann mit „Martha“ zur Berühmtheit zu werden.

Als ihm der Vater das Gut Wutzig mit den beiden Nebengütern Strebłow und Bonin als Eigentum übertrug, siedelte Flotow dorthin über, um nun seine Kraft zwischen der Verwaltung der Güter, wobei ihm Inspektoren zur Seite standen, und seinem künstlerischen Schaffen zu teilen.

Der Tod des Vaters und der eines sehr geliebten jüngeren Bruders überschattete damals das Leben des Meisters, der 1849 Elise von Zadow heiratete, die ihm aber schon nach zwei Jahren entrissen wurde. Anna Theen, mit der er sich 1855 verählte, war Flotows zweite Gattin, die ihm drei Kinder schenkte.

Nach einem Aufenthalt in Wien wurde Flotow als Hoftheaterintendant nach Schwerin berufen, wo er acht Jahre wirkte und die Oper „Johann Albrecht (Andreas Mylius)“ und das Ballett „Die Libelle“ schrieb.

Seine dritte Ehe ging der Meister im Jahre 1868 ein. Er lebte nun meist auf Hirschwang bei Reichenau, einer Besitzung, die seine Gattin ihm in die Ehe gebracht hatte. Bedeutende Persönlichkeiten des Wiener Kunstlebens waren damals häufig bei ihm zu Gast. Damals



Astern und Daliens.

Phot. F. Ott-Kretschmer, Zürich.

entstand eine Reihe von Werken, von denen man heute kaum noch den Namen kennt: „Die Musikanten“, „Alma“, „Sakuntala“ u. a.

1880 übergab Flotow das Gut Teutendorf seinem ältesten Sohne Wilhelm, während er selbst zu seiner Tochter auf das Gut Heiligenkreuzberg bei Darmstadt zog. Hier lebte Flotow nun recht behaglich und genoß die schöne Landschaft und den Blick auf die Berge des

Odenwaldes. Er schuf damals vor allem eine Reihe, seiner Frau gewidmeter, Lieder und legte die letzte Hand an die Oper „Sakuntala“. Ein rasch zunehmendes Augenleiden verurteilte den stets an eifrige Arbeit Gewöhnten zum Müßiggang. Seine letzte Komposition war „Der blinde Musikkant“, bei deren Gestaltung ein Jugenderlebnis und sein Altersschicksal sich festsam verwoben. Noch einmal trat Flotow in

die Öffentlichkeit, als er sich mit seiner Frau an einem Konzerte beteiligte, das der „Darmstädter Männergesangverein“ am 27. November 1882 im Saal des Gasthofes „Zur Traube“ veranstaltete. Ein „Kyrie“, ein „Gloria“ und ein „Agnus dei“ aus einer weit früher entstandenen Messe des Meisters gelangten bei dieser Gelegenheit zum Vortrag. Nun wollte er still für sich bleiben, aber das Unheil, das durch eine Wasserkatastrophe über das Großherzogtum kam, veranlaßte den schon schwer Leidenden wiederum, aus seiner Zurückhaltung

hervorzutreten und bei einem zu Gunsten der Geschädigten veranstalteten Konzerte am Klavier mitzuwirken. Unter anderem kam die Musik zu Freiligraths „Der Blumen Rache“, das Waldlied aus der Oper „Indra“ und das Champagnerlied aus der Oper „Die Musikantern“ zum Vortrag.

Neun Tage später endete ein Schlaganfall sein an Erfolgen reiches Leben, das Leben eines aufrechten, seiner Aufgabe immerdar getreuen, deutschen Mannes.

## Philosophie im Volksmund.

Von Dr. Raoul Francé.

Die Sprichwörter verraten untrüglich die wirkliche Denkungsart der Volksseele, ihre wahre Ethik und Religion, die tatsächliche Regelung des Handels und Wandels, das alle Seiten und Verfälschungen überdauernde seiner Seele. Und wie sieht diese Seele aus? Wovon ist der deutsche Geist wirklich überzeugt?

Ehrlich währt am längsten. — Unrecht Gut gedeiht nicht. — Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen. — Gottes Mühlen mahlen langsam. — Was bedeuten diese Sätze, wenn nicht die folgende Überzeugung? Es gibt eine ewige Weltordnung, ausgedrückt im Gottesbegriff, die sich zwar in einem langsam, wahrhaft geologischen Schritt, aber doch vollkommen durchsetzt. Wer sich ihr einordnet, wird am besten fahren, wer ihr widerstrebt, hat Nachteil. Diese Weltordnung ist uns übergeordnet, wir können unsere Ränke gegen sie noch so fein spinnen, sie besteht fort und fort.

Man soll das eine tun, das andere nicht lassen. Es ist unklug, die Kuh zu schlachten, welche die Milch gibt. So heißt im Volksmund das genaue Wissen, daß nur harmonisches Verhalten dieser Weltordnung entspricht. Ein magerer Ausgleich ist besser als ein fetter Prozeß.

Jeder aber kann seine Harmonie nur im Bereich seiner Persönlichkeit finden, muß also nach dem ihm zukommenden Platz im Stufenbau der Welt suchen. Denn: Setz' einen Frosch auf goldenen Stuhl, er hüpfst doch wieder in seinen Pfuhl. Und (in Oberbayern): Wenn der Bettelmann aufs Roß kommt, kann ihn kein Teufel erreiten. Dergassen wirft ein Verstoß gegen das Stufengesetz dann die Welt durcheinander.

Aber die Stufe, der man angehört, wird zunächst von Vererbung bestimmt. Der Apfel fällt nicht weit vom Stämme. Die Lebensführung wird freilich durch Auslese schließlich doch in die weltgesetzlichen Bahnen gezwungen. Wer nicht hören will, muß fühlen. Und wen Gott liebt, den züchtigt er. Durch Erfahrung wird man klug. Diese Auslese muß selbst des Lebens eigene Schritte bestimmen, soll man Erfolg haben. Trau, schau, wem. Sie hat bestimmte Regeln und Gesetze. Man braucht nicht erst durch Erfahrung klug zu werden. Weisheit baut vor. Denn: Wie gewonnen, so zerronnen. Das Richtige tun ist alles. Man kann nicht zwei Herren dienen. In Einfachheit steht das Glück. Salz und Brot macht Wangen rot.

Und so geht das fort; vom Höchsten bis zur letzten Arbeitsregel längst festgelegt, längst tausendfach erprobt, ein festes System, das man eigentlich nur zu befolgen braucht, um den Erfolg eines gerechten, weisen, hochverehrten, richtigen Menschen zu haben.

So hat sich das Volk alles geschaffen, was es braucht, und die Philosophie braucht es ihm eigentlich nur nachzudenken, es sich bewußt zu machen, warum die Volksweisheit die richtige ist.

Seit einigen Jahrzehnten hat die Sprachforschung die große Entdeckung sicher gestellt, daß die Volksmärchen und Sagen nichts anderes als Weltweisheiten sind, die durch sie verklärt und farbig wiederholt werden. Man hat damit gelernt, was der Zweck der Kunst sein soll. Das Wissen vom „Volksverständ“, der jene besonders gut behütet, die sich nur ihm anvertrauen, hat rührende und liebliche Formen angenommen in den Märchen von dem Schutz-